

Buchbesprechungen

Susanne FORMANEK: *Die „böse Alte“ in der japanischen Populärkultur der Edo-Zeit. Die Feindvalenz und ihr soziales Umfeld.* Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2005 (= Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte Asiens; 47). 566 Seiten. ISBN 3-7001-3546-7. €66,40.

Dies ist ein sehr gewichtiges Buch – nicht nur von der Menge der dargebotenen und diskutierten Fakten her gesehen: Ein fast 600 Seiten starkes Kompendium, 4cm dick und als Paperback straff gebunden, braucht es zur ruhigen Lektüre und zum Notizemachen stets rechts und links einen kräftigen Briefbeschwerer!

Aber das Buch reizt zum Reinschauen und zum Lesen. Das große farbige Umschlagbild mit der grotesk-erschreckenden Szene, die zahlreichen Farbtafeln und die üppig in den Text eingestreuten Schwarzweiß-Abbildungen machen neugierig und ziehen in den Text hinein.

Das Thema des Buches ist ein soziologisches. Das Material, das hier verwandt und ausgebreitet wird, entstammt der Populärkultur allgemein, zu großen Teilen der Literatur, d.h. hier natürlich der vermarkteten volkstümlichen Literatur der Edo-Zeit. Insofern darf sich der Rezensent in gewisser Weise als zuständig erklären, diese bemerkenswerte Publikation vorzustellen und einige Anmerkungen zu ihr zu machen; wobei von mir keine strenge Aufarbeitung und Diskussion der soziologischen Thesen erwartet werden kann, sondern eher einige subjektive Impressionen im Vordergrund stehen sollen.

Verf. beschreibt eingangs sehr plastisch ein Erlebnis, das zur persönlichen Motivation für dieses Buch wurde, nämlich die Begegnung mit einem Farbholzschnitt, der eine alte Frau in provozierender und abstoßender Häßlichkeit darstellt:

Bedrohlich hob sich die aschgraue Gestalt einer alten Frau mit wild aufgelösten Haaren und einem zwischen den Zähnen eingeklemmten Messer vor einem gelben Hintergrund ab; der „Realismus“ der Darstellung mit ihrer, dank des über dem Oberkörper weit geöffneten Gewands, unmissverständlichen Ausgestaltung des knochigen Brustkorbs der alten Frau und ihrer schlaffen Hängebrüste, das Fehlen von Hörnern, Krallen und sonstigen Attributen dämonischer Figuren aus Märchen oder Sage, schloss gleichzeitig aus, daß es sich um eine Märchengestalt handelte (S.20).

Verf. reizte die „Subversivität des Themas“, denn das Bild strafte das „Stereotyp vom harmlosen alten Mütterlein“ ebenso Lügen wie die These von Japan als ein „Land des lächelnden Alters“. Die Vorstellung, daß Japan – von konfuzianischen Einflüssen geprägt – dem Alter und den Alten grundsätzlich nur großen Respekt zollt, ist im Westen weit verbreitet, muß aber, wie schlüssig dargelegt wird, grundlegend relativiert bzw. revidiert werden.

Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, die in der „trivialen Kulturproduktion festzustellende Zuspitzung des negativ-bedrohlichen Bildes der alten Frau zu dokumentieren sowie dessen Funktion und mögliche Ursachen abzuklären“ (S.25; Hervorhebung E.M.).

Die Studie ist nach einer kurzen Einleitung (Kap.1, S.1–28) auf sehr übersichtliche Weise in vier klar nachvollziehbare Stufen gegliedert:

Kapitel 2 „Der Befund: Die bössartige, betrügerische, mörderische alte Frau als Standardfigur der Edo-zeitlichen Populärkultur“ (S.29–144) gibt einen Überblick in Wort und Bild. Verf. hat sinnvollerweise das Material für ihre Studie medienübergreifend angelegt, indem sie zu den „Genres einer trivialen Kunstproduktion“ nicht nur die massenhaft verbreitete Erzählprosa (= Heftchen-Literatur) und die volkstümlichen Theaterstücke (Kabuki, thematisch vielfach mit den ersteren verwoben) heranzieht, sondern gleichzeitig auch die zeitgenössischen populären Farbholzschnitte (*ukiyo-e*), die – in ständiger Wechselwirkung – den geschriebenen und aufgeführten Texten eine höchst eindrückliche visuelle Weiterverbreitung garantierten.

In Kapitel 3 stellt Verf. einen kürzeren Rückblick auf „Die älteren Voraussetzungen“ an (S.145–178), wobei das mittelalterliche Erzählgut und die buddhistischen Sichtweisen des weiblichen Alters im Mittelpunkt der Betrachtung stehen.¹

Die folgenden zwei Kapitel bilden die wichtigsten Teile der Arbeit. Kap.4 bringt die „Analyse des Bildes der bössartigen alten Frauen in der Edo-zeitlichen Trivialkultur“ (S.179–342), Kap.5 beschreibt sodann „Das soziale Umfeld“ mit den Auswirkungen der Veränderungen auf Lebenssituation und Fremdbild der älteren Frauen (S.343–472).

Die Kapitel erschließen sich sehr unterschiedlich. Das Start-Kapitel 2, das die wichtigsten Themen und Sujets vorstellt und aufarbeitet, ist leider am schwierigsten zu lesen und überfordert mit den vielen aufeinanderfolgenden, minutiösen Darstellungen der oft höchst komplizierten Plots der Erzählliteratur und Theaterstücke m.E. bei weitem das Auffassungsvermögen der Leser.² Hier hätte sich der Rezensent eine knappere und wesentlich stärker abstrahierende Darstellung gewünscht.

Sehr erfreulich ist die großzügige Einbeziehung von Abbildungen, die ja in der populären Erzählprosa der Edo-Zeit ein fast konstitutives Textelement bilden. Von den insgesamt 109 Schwarzweiß-Illustrationen befindet sich schon ein Großteil, nämlich 90, in diesem die Sujets vorstellenden Kapitel 2. Die äußerst aufschlußreichen und phantasiereichen Bilder finden sich bedauerlicherweise – höchstwahrscheinlich aus Platzgründen – häufig viel zu klein reproduziert, so daß oft wichtige Einzelheiten kaum wahrzunehmen und die Aufschriften nicht mehr zu lesen sind. Das gleiche gilt in noch stärkerem Maße für den Farbabbildungsteil. Auf die am Ende von Kap.2 angefügten, reproduktionstechnisch eigentlich hervorragenden 16 Farbtafeln sind insgesamt 53 kleine Abbildungen verteilt (darunter mehrere Triptychen). Diese bemerkenswerten, z.T. spektakulären und im Abhandlungstext viel zitierten und beschriebenen Bilder hätte man gern größer gesehen, denn ein Optimum an Information bringt ein Bild erst mit dem Maximum seiner Details. Es wäre sicher möglich gewesen, wenigstens einige der ganz zentralen oder beispielhaften Blätter dieser einmaligen Zusammenstellung in

1 Über das Alter in den vorausgegangenen Perioden hat Verf. schon 1994 eine umfangreiche Studie vorgelegt: *Denn dem Alter kann keiner entfliehen. Altern und Alter im Japan der Nara- und Heian-Zeit*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (= Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte Asiens: 13).

2 Die Aufschließungsarbeit, die Verf. hier geleistet hat, sollte allerdings sehr hoch eingeschätzt werden. Da die Werke selbstverständlich nicht alle *in toto* gelesen werden konnten, mußte sich Verf. mit Sicherheit auch auf die japanischen Inhaltsangaben und Zusammenfassungen stützen, die – nach eigener leidvoller Erfahrung – oft extrem umständlich und unübersichtlich sind.

ganzseitigen Reproduktionen zu bringen. Das gilt besonders für das immer wiederkehrende Motiv der heimtückisch mordenden Alten vom „einsamen Haus in Asajigahara“ (*Asajigahara no hitotsuya*), das in vielen Erzählungen und Theaterstücken in verschiedenen Variationen verarbeitet ist: Ein verirrtes junges Paar sucht Nachtquartier in einem einsamen Haus. Die alte Besitzerin ermordet den Mann aus Habgier und schneidet der jungen, schwangeren Frau den Embryo aus dem Leib, um ihn z.B. für irgendwelche Arzneien zu verwenden. Repräsentative Bilder von Kuniyoshi mit der messerschwingenden oder würgenden Alten (etwa die Tafeln 9-2 bzw. 9-3, entstanden 1842 bzw. 1852) hätten sich für detailreiche, großformatige Reproduktionen besonders angeboten.

Manche der zitierten Bilder können es übrigens an Grausamkeit und Sadismus durchaus mit modernen SM-Manga aufnehmen: Eine fast nackte und geknebelte Hochschwangere, die mit den Füßen an der Decke aufgehängt ist und darunter die halbnackte, knochige Alte, die begehrllich blickend das große Küchenmesser wetzt – das Bild von Yoshitoshi, 1885 gemalt, ist an virtuoser Monstrosität kaum noch zu überbieten (Taf. 13-3).

Das Kapitel 4 „Analyse des Bildes der böartigen alten Frauen in der Edo-zeitlichen Trivialkultur“ ist das zentrale und umfangreichste Kapitel des Buches, dennoch gut und flüssig zu lesen. Es geht hier u. a. – in der Sprache der Soziologen – um die „Funktion personalisierter Feindvalenzen in einer trivialen Kulturproduktion“ (S. 189f.), dann aber auch sehr gegenständlich um die „Klassifikation der Figuren böartiger alter Frauen“ (S. 214–342), um ihre Lebenslaufperspektiven, die Enthebung aus männlicher Kontrolle mit fortschreitendem Alter und um „Die alte Frau ganz unten“.

Verschiedenste Lebensmöglichkeiten werden aus dem Material vorgestellt: Es gibt Diebinnen, Bettlerinnen, Hebammen, Wirtinnen, Kupplerinnen, Zuhälterinnen, aber dann auch alte Frauen in einer „pervertierten Autorität“ als Aufseherinnen, in „falschen Mutterrollen“ als Stief-, Adoptiv-, Schwiegermutter, als *yarite*, d. h. als Aufpasserin und „Organisatorin“ im Bordell, d. h. als „Puff-Mutter“. Alle diese Funktionen tragen potentiell Züge, die Haß auf sich ziehen können. Das liest sich, bei aller aufgebotenen Stringenz der Darstellung sehr spannend und ist auch für einen „Nur-Literaturwissenschaftler“ von hohem Erkenntniswert.

Die Darstellung wird besonders lebendig und bereichert durch die vielfach eingestreuten, längeren und kürzeren Passagen von Originalzitaten aus der Erzähl- und Theaterliteratur. Verf. hat hier mit ihren Übersetzungen von schwierigen und nur in den seltensten Fällen kommentiert vorliegenden Texten (z. T. noch nicht einmal in moderner japanischer Edition greifbar) eine immense und verdienstvolle Aufschlußarbeit geleistet. So wird z. B. das *Udonge monogatari* (1804) von Santô Kyôden in größeren Auszügen vorgestellt (S. 194–209), ein besonders auffälliges Beispiel der sog. „blutigen Romane“, ein Rachestück, an dessen Ende es den Protagonisten gelingt, widerfahrenes Unrecht zu tilgen.

Das 5. Kapitel, das das „Soziale Umfeld“ abhandelt, hat mir persönlich bei der Lektüre am meisten gegeben. Es beschreibt nicht mehr nur den Spezialfall der „böartigen Alten“, wie er sich in der Literatur und Kunst gespiegelt sieht, sondern die ältere Frau im allgemeinen, ihre Lebenssituation und ihr „Fremdbild“ innerhalb der gesellschaftlichen Veränderungen der Edo-Zeit. Aber dieses Kapitel gibt zugleich einen kursorischen Überblick zur historischen Entwicklung der sozialen Stellung alter Frauen im Kontext einer „Geschichte der Frauen“ generell.

Besonders fesselnd ist dabei die Abhandlung über die *suguroku*-Brettspiele, die die Lebenskarrieren (*shusse*) von Frauen nachzeichnen. Verf. beschreibt und analysiert drei dieser Spiele, die als Einblatt-Farbholzschnitte gedruckt wurden, wie z.B. das *Onna kyōkun shusse suguroku*, „Suguroku zur Unterweisung der Frauen: Wie man es im Leben zu etwas bringt“ (Toyokuni III., ca. 1847/1852). Diese Spiele sind, wie Verf. ausführlich, „bilderbogenartige Kataloge zeitgenössischer ‚Frauentypen‘, anschauliche Kurzfassungen des gesellschaftlichen Diskurses über das Repertoire von innerfamiliären Positionen, die eine Frau durchlaufen kann“ (S.387). Interessanterweise ist in zweien dieser Spiele mit jeweils 26 Feldern das erstrebenswerte Ziel (*agari*) und der Höhepunkt eines gelungenen Frauenlebens das sog. *raku inkyo* der älteren Frau, das zurückgezogene Leben im „Ausgedinge“ in Muße und Wohlhabenheit gegen Ende des Lebensweges. (Bei einem dritten Spiel war es das Ziel, die Frau eines Fürsten zu werden). Diese Spiele wirken wie eine soziologische Darstellung *in nuce*. Zwar können sie natürlich nicht die gesellschaftliche Realität *in toto* abbilden, aber doch die akzeptierten Vorstellungen und Idealprojektionen von weiblichen Lebensläufen deutlich machen. Indem sie nicht statisch bestimmte Berufe oder Lebensabschnitte darstellen, sondern im Verlauf des Spieles dynamisch die Möglichkeiten zum gesellschaftlichen Aufstieg oder Abstieg aufzeigen – nicht von jedem Feld war auf verschiedene Felder nach Maßgabe der gewürfelten Augen vorzurücken – gewähren sie einen faszinierenden Ausblick, in die Abläufe einer Gesellschaft hineinzuschauen, abstrahiert, aber greifbar, gewissermaßen dreidimensional.

Verf. hat auch hier große Aufschlußarbeit geleistet, nicht zuletzt deshalb, weil die Aufschriften in den sehr kleinen Feldern nicht leicht zu entziffern waren.³

Es erstaunt hier, auch von Verf. besonders betont, die große Dominanz von „Berufsbildern“ und Lebenssituationen aus dem engeren und weiteren Bereich der Prostitution (*kakoi, mizu chaya, geiko, yarite, goze, keisei, tsujigimi, ojare*). Bedenkt man, daß diese *suguroku* durchaus auch für Kinder und junge Mädchen gedacht waren, kann man die breite Präsenz und „Akzeptanz“ der Freudenviertel und des „vermarkteten Eros“ erkennen. Jeder, der einmal Literatur der Edo-Zeit übersetzt hat, kann ein Lied davon singen, wie schwierig es ist, gesellschaftliche „Normalität“ aus diesem Lebensbereich zu vermitteln, wenn schon weder das Vokabular noch die Vorstellungen der sozialen Verhältnisse verwendbare Schnittmengen bereithalten.

Für mich als Literaturwissenschaftler war es ein großer Gewinn zu sehen, in welchem Maße die soziale Realität durch die Darstellungen von Kap.5 an Durchsicht und Lebendigkeit gewinnt. Ich hätte mir gewünscht, bei oder vor meiner früheren Lektüre etwa des Autors Saikaku, dessen Werke Verf. dankenswerterweise häufig zitiert, ähnliche Darstellungen gelesen zu haben.

In der übersichtlichen und prägnanten Zusammenfassung, die Kapitel 6 beinhaltet (S.473–483), stellt Verf. zunächst fest, daß „die Gründe für das offensichtlich große

3 Verf. hat schon früher *suguroku*-Spiele eingehend vorgestellt: „Erfolg im Leben – ein Kinderspiel? Modelle gelungener Lebensläufe auf bebilderten Brettspielen der ausgehenden Edo-Zeit“, in: Judit ÁROKAY / Klaus VOLLMER (Hrsg.): *Sünden des Worts. Festschrift für Roland Schneider zum 65. Geburtstag*. Hamburg: OAG 2004 (MOAG, Bd.141). Die Vorsatzblätter des Einbandes dieser Festschrift sind übrigens auf der Vorder- und Rückseite mit einer formatfüllenden farbigen Reproduktion eines *suguroku*-Spiels geschmückt. Davor auch Susanne FORMANEK / Sepp LINHART: „Playing with Filial Piety. Some Remarks on a 19th-Century Variety of Pictorial Suguroku Games“, in: *Game Board Studies* 5, 2002, S.39–64.

Interesse an bösen alten Frauen in der Populärkultur ... aus überlieferten zeitgenössischen Quellen nicht vordergründig eruierbar“ sind (S.474). Alle Ingredienzen in der Darstellung alter Frauen, besonders ihrer maßlosen Gier und ihres Geizes, nutzten die Kulturproduzenten der Zeit dazu, „die bösen alten Weiber ... zu Feindvalenzen aufzubauen, an deren nie ausbleibender, letztendlich ‚gerechter‘ Bestrafung das Publikum sich erfreuen durfte“ (S.475). Das komprimierte und präzise Resümee von Kap.6 in der Rezension noch einmal verkürzt zusammenfassen zu wollen, würde nur vergrößern und entstellen, was ich mir deshalb – auch als Nicht-Soziologe – verbieten sollte. Hier nur der Hinweis darauf, daß Verf. vier Ebenen der beabsichtigten oder erzielten Wirkungen in der Darstellung böser alter Frauen herausstellt, wobei die interessanteste, aber auch kühnste die der „gesellschaftlichen Subversivität“ ist:

Die bösen alten Frauen entsprechen in einem derartigen Ausmaß nicht den gesellschaftlichen Idealvorstellungen einer von Konfuzianismus und Ahnenkult geprägten Gesellschaft, daß es nur nahe liegt, sie als eine einzige Persiflage und Provokation zu sehen (S.476).

Der Nachweis sog. „prekärer Berufspositionen“ wie der *yarite* (Bordellorganisatorin), der Amme und Hebamme als Verkörperung sozialer Problematik und – postnataler! – Geburtenkontrolle bzw. Kinderhandel, der Pfand- und Geldverleiherin als Symbol für die finanziellen Nöte der kleinen Leute, zeigt Tätigkeiten auf, die am Rande der Legalität standen und auf die die „normale“ Bevölkerung partiell mit Angst und Abscheu reagierte (S.479).

Vielleicht die stärkste und allgegenwärtige negative Wirkung, die von der „alten Frau“ schlechthin ausging, war die der bösen Schwiegermutter, die für die geknechtete Schwiegertochter wie den eingeschüchterten Ehemann in gleicher Weise bedrohliche mutterähnliche Figur, die besonders geeignet war, in der hyperbolischen Projektion verarbeitet zu werden.

Verf. schöpft ihr Material aus dem Vollen. Ihr standen nicht nur die von ihr frisch recherchierten Materialien zur Verfügung, sondern auch der gesamte Apparat zur Altersforschung aus einem Projekt zu einer Kultur- und Sozialgeschichte des Alters im vormodernen Japan, das seit 1987 am Institut für Kultur- und Geistesgeschichte Asiens der Österreichischen Akademie der Wissenschaften durchgeführt wurde.

Es ist schlichtweg beeindruckend, mit welcher Souveränität Verf. die einzelnen Fakten aufnimmt und mit welchem kreativem Elan sie die Materialien sortiert, abhandelt, diskutiert und zu ihren Urteilen kommt. Den ungeheuren Einsatz und enormen Arbeitsaufwand bei dieser Großstudie kann man sich in etwa vorstellen.

Aber eine solch umfangreiche Arbeit ist ja nicht unbedingt aufs „Durchlesen“ angelegt. Und so ist durchweg positiv zu vermerken, wie sehr sich diese Arbeit auch als Nachschlagewerk, als Kompendium anbietet und nutzen läßt. Nicht nur über die eingangs erwähnten komplizierten Plots der verschiedensten Erzählwerke aus den Genres *gōkan* und *yomihon*, über Kabuki-Stücke und *ukiyo-e*-Einblattdrucke aus der späten Edo-Zeit kann man sich jederzeit anhand der sorgfältigen und ausführlichen Bibliographien (S.485–548!) und des exhaustiven Indexes (S.548–566) informieren.

Das Schriftbild des Textes – dies sei nicht zuletzt als erfreulich erwähnt – stellt sich sehr angenehm lesefreundlich und ruhig dar, weil Verf. darauf verzichtete, japanische Originalschrift zu integrieren; so finden sich sinnvollerweise die Originalschreibungen nur in den Literaturangaben und im Index. Dies sei ähnlichen Veröffentlichungen zur Nachahmung empfohlen, bei denen die Herausgeber oft den Versuchungen der leichten technischen Machbarkeit heutzutage nicht widerstehen können. Am Schluß eine kleine

Mäkelei, komplizierte Bandwurm-Schachtelsätze à la Thomas Mann doch besser etwas sparsamer zu verwenden (vgl. etwa S.204 Mitte, S.189, S.194, besonders hübsch S.230 u./231 o. und passim).

Nun habe ich das Buch bei der Lektüre und dem Abfassen der Besprechung so viele male hin- und hergewendet, die Seiten mit großen Kieseln beschwert. Einige Partien halten durch die viele Benutzung dieses sehr empfehlenswerten Buches jetzt von selber still und lassen das Buch nicht mehr gleich zuklappen.

Ekkehard May, Gelnhausen

Jens RUPPENTHAL: *Kolonialismus als „Wissenschaft und Technik“*. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919. (= Historische Mitteilungen – Beihefte; 66) Stuttgart: Franz Steiner 2007, 273 S. Kartoniert. ISBN 978-3-515-09004. €56,00.

Die im Jahr 2006 von der Universität Kiel angenommene Doktorarbeit behandelt die Entstehungsphase, Organisation und Entwicklung des Kolonialinstituts, das 1908 mit namhaften Wissenschaftlern in Hamburg gegründet und 1919 in die Universität Hamburg überführt wurde. Ruppenthal drösel in seiner verdienstvollen Studie das Knäuel aus kolonialpolitischen und -wissenschaftlichen Motiven, reichs- wie stadtgeschichtlichen Aspekten auf, die zur Institutsgründung geführt haben. Gleichsam detektivisch spürt er den Rivalitäten bei der Errichtung jenes neues Lehr- und Forschungszentrums zwischen den Metropolen Berlin und Hamburg und deren maßgeblichen Repräsentanten nach, die alle gewichtige Argumente vorzubringen vermochten, warum das angepeilte Institut nur in ihrer jeweiligen Großstadt errichtet werden durfte. Konnte Berlin auf diverse koloniale Bezüge in Reichsämtern und das 1887 errichtete Seminar für Orientalische Sprachen verweisen, so war für Hamburg der traditionelle Überseekontakt sowie der Handel mit den Kolonialgebieten und die Existenz des Tropeninstituts Evidenz genug für die „kolonialen Weihnen“ der Hansestadt.

Das Kolonialinstitut sollte die seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts expansivistischen Bemühungen der Europäer begleitenden und diese auch reflektierenden neuen Interessenkonglomerate der sogenannten „Kolonialwissenschaft“, wie etwa die Geographie, Ethnologie und „orientalistische“ Sprachwissenschaften, bündeln und dem späteren Kolonialpraktiker gediegenes Grundlagenwissen an die Hand geben, um die Kolonie effizient beherrschen zu können. Die Institutionalisierung der Kolonialwissenschaft in Forschung und Lehre verstärkte nicht nur die „koloniale Idee“, sondern leistete auch der Entstehung einer kolonialen Wissenschaftslandschaft Vorschub, die für die Legitimation, aber auch Popularisierung europäischer Herrschaftsansprüche im Kaiserreich unerlässlich war. Das Kolonialinstitut in Hamburg galt als Vorzeigeprojekt der vom Staatssekretär des Reichskolonialamts Bernhard Dernburg seit 1907 konsequent verfolgten Verwissenschaftlichung des Kolonialismus. Der ehemalige Direktor der Darmstädter Bank war in seinem Reformeifer durchdrungen von der Idee der wirtschaftlichen Effizienz von Kolonialpolitik und der Seriosität einer zu etablierenden Kolonialwissenschaft. Insofern sollte das Kolonialinstitut vor allem anwendungsorientierte Ausbildung für angehende Kolonialbeamte liefern, nicht so sehr ein verwissenschaftlichtes Studium. Dies war mit ein Argument bzw. ein Hindernisgrund dafür, daß